

# DER DOM

Mitteilungsblatt des Wiener Domerhaltungsvereines



# In alter Pracht: der Wiener Neustädter Altar im Stephansdom

*Ab dem Mai dieses Jahres wird der große gotische Flügelaltar nach einer grundlegenden Restaurierung, die von 1985 bis 2004 lief, wieder komplett und – dank Ihrer Spenden – so schön wie noch nie im Stephansdom erlebbar sein.*

**Von Dombaumeister Dipl.-Ing. Wolfgang Zehetner**

SEIN BEINAME, WIENER NEUSTÄDTER Altar, weist schon auf seinen Ursprung hin, der nicht im Wiener Dom war, aber – und sein zweiter Beiname Friedrichsaltar belegt es – sehr wohl in das geistige Umfeld der Ausgestaltung des Domes im 15. Jahrhundert unter dem Einfluss des Kaisers Friedrich III. gehört.

So war es doch eine sehr stimmige Entwicklung, dass der ursprünglich für das Neukloster in Wiener Neustadt (eine Stiftung von Friedrich III.) geschaffene Altar (nach dem Niedergang des Neuklosters) im Jahr 1885 vom Wiener Dombauverein für den Stephansdom erworben wurde.

Die Entwicklung der Altäre und Retabeln (Altaraufsätze) im Dom ist nur in geringem Maß historisch belegt. Testarello berichtet anno 1704 noch von 38 Retabeln in St. Stephan. Heute gibt es aus der Gotik nur noch den Valentinsaltar in der Eligiuskapelle und den von „außen“ dazugekommenen Wiener Neustädter Altar, während der gotische Raum wesentlich von den barocken Altären geprägt ist.

Mit der Errichtung des barocken Hochaltares um 1650 unter Bischof Breuner ging auch die „Aufhellung“ des Domes einher: die bemalten gotischen Fensterscheiben wurden im Langhaus durch lichtdurchlässige Putzenscheiben ersetzt. Die „Wiederentdeckung“ der Gotik im 19. Jahrhundert brachte, zusammen mit umfassenden baulichen Restaurierungen, auch wieder wichtige Akzente für die

Raumausstattung. Bemalte neugotische Glasfenster sollten wieder den mittelalterlichen Raumeindruck herstellen, neugotische Altäre wurden errichtet und als Höhepunkt dieser Entwicklung 1884 der große mittelalterliche Doppelflügelaltar des Friedrichsmeisters für den Dom erworben. Dieser Flügelaltar war zuerst im Friedrichsschiff vor dem Friedrichsgrab aufgestellt, nach dem Brand von 1945 als provisorischer Hochaltar vor der Wand zum noch nicht benutzbaren Chor und letztlich im Chorschluss des Frauenchores aufgestellt.

Mit der Liturgiereform infolge des II. Vaticanums erhielt er auch die Funktion des Tabernakelaltares für die Domkirche. Der entsprechende Tabernakelschrein wurde nach einem Künstlerwettbewerb von Dr. Kurt Straznicky in zeitgemäßer Formensprache unterhalb der Predella gestaltet: ein breit hingelagerter, die geöffnete Flügelstellung aufgreifender, geschwungener Nussholzschrein trägt davor das Abbild des Turiner Grabtuches auf einer vergoldeten Glasplatte – den Leib des Herrn transparent zeigend – als Symbol für den Übergang vom Leib zum Geist – als Zeichen der Auferstehung.

Zur jetzt abgeschlossenen, nahezu 20 Jahre – ganz intensiv vom 1997 bis 2003 – dauernden Restaurierung möchte ich für detailreichere Informationen auf das Heft 19 der Reihe „bedeutende Kunstwerke gefährdet – konserviert – präsentiert: der Wiener Neustädter Altar in St. Stephan in Wien, Erforschung und Restaurierung 1985–2004“, heraus-



Stifterinschrift A.E.I.O.V. 1447 von Kaiser Friedrich III. in der Predella

gegeben von der Österreichischen Galerie im Belvedere und dem Bundesdenkmalamt, verweisen. Dieses Heft, sowie eine Videodokumentation der Restaurierung auf VHS-Kassette oder DVD können beim Wiener Domerhaltungsverein gegen Kostenersatz bezogen werden.

Im weiteren möchte ich einen groben Überblick über diese Dokumentation vermitteln:

Dass eine solch exemplarische, umfassende Restaurierung durchgeführt werden konnte, ist vor allem Dozent Dr. Manfred Koller zu verdanken, der mit seinem Team in den Amtswerkstätten des Bundesdenkmalamtes und unter Einbeziehung von hervorragenden Spezialisten die notwendige Qualität der Arbeiten gewährleisten konnte. Nur beste restauratorische und wissenschaftliche Qualifikation rechtfertigt Eingriffe an einem solchen Spitzenwerk.

Aber im Gegenzug ist auch die Wertschätzung des Flügelaltares durch die Restaurierung und die begleitende Erforschung auf eine neue, höhere Ebene gestellt worden. Manche Missverständnisse aus früheren Beurteilungen konnten ausgeräumt werden. Die gründlichen ikonographischen Untersuchungen von Frau Dr. Flor, unterstützt durch Infrarotuntersuchungen durch die Malschichten hindurch, zeigen ein wohldurchdachtes Bildprogramm, das so grobe Kritiken wie „unnötige Geistesarmut des Künstlers“ (Heiligenkreuz um 1884) im Thematischen klar widerlegt. Sie geht davon aus, dass das Retabel als Ganzes konzipiert ist und nicht – wie vielfach angenommen – aus mindestens zwei Altären „willkürlich“ zusammengesetzt wurde. Das außergewöhnlich reichhaltige Allerheiligenprogramm auf der Sonntags- und Werktagsseite führt sie auf die Allerheiligenlitanei zurück, die zur Zeit Kaiser Friedrich III. Teil des liturgischen Herrscherlobs war.

Zu den besonderen Restaurierproblemen kam auch der außerordentliche Umfang dieses großen Doppelflügelaltares hinzu. Insgesamt wurden rund 40.000 Arbeitsstunden aufgewendet. Nach eingehenden Untersuchungen und Proberestaurierungen konnte als Restaurierziel die erst ab 1885 veränderte Gestaltung von 1447 festgelegt werden. Aufgrund mangelnder Kenntnis hatte man bei den Restaurierungen von 1885 und 1950 die Harmonie aller Teile durch unterschiedliche Eingriffe empfindlich gestört. So entschloss man sich den neueren methodisch-wissenschaftlichen Grundlagen und Erfahrungen entsprechend für alle Teile eine ausgewogene Konservierung und Klärung der mittelalterlichen Substanz zu erbringen. Unter Berücksichtigung dieser Vorgaben war es möglich, die künstlerische und inhaltliche Wirkung des Werkes in seiner überliefer-



Thronende Madonna mit Kind  
im Mittelschrein, unten

ten Gestalt wieder herzustellen. Für das Gesamtergebnis war entscheidend, dass das einmal begonnene Konzept und seine Durchführung über die beinahe zwei Jahrzehnte andauernden Arbeiten konsequent durchgehalten worden ist. ❀

# Der Wiener Stephansdom als mitteleuropäisches Denkmal

*Seit Jahrhunderten im Herzen eines bewegten Europa  
zeugt der Dom von der grenzüberschreitenden Kraft des christlichen Glaubens.*

Von Diözesanarchivarin Dr. Annemarie Fenzl

IN SEINEM BUCH „MITTELEUROPA – EINE Spurensicherung“ bezeichnet Erhard Busek „Mitteleuropa“ als ein „*fragiles und fragliches Gebilde*“ mit „beweglichen Wänden“ und bekennt sich schließlich dazu, daß seinem Gefühl nach „*im Kern jene Gegenden zu Mitteleuropa gehören, die irgendwann einmal etwas mit der alten Donaumonarchie zu tun hatten*“. Die Frage nach den Grenzen Mitteleuropas sei allerdings nicht wichtig, wichtiger sei schon der Zustand in der Mitte des Kontinents. Denn, so Busek, „*die Mitte hat in ihrer Befindlichkeit immer entschieden, wie es Europa geht*“.

Geopolitisch in der Mitte Europas, im Herzen Europas gelegen, mußte sich Österreich seit Jahrhunderten – zuerst als großes Reich, dann als kleiner Staat – mit seiner daraus resultierenden Befindlichkeit auseinandersetzen. In der zweiten Strophe der österreichischen Bundeshymne attestierte Paula von Preradovic dem Land: „*Heiß umfehdet, wild umstritten, liegst dem Erdteil du inmitten, einem starken Herzen gleich*“ – ein geopolitisch und historisch bedingter Zustand, dessen Vermeidung, je nachdem, im Verlauf der Jahrhunderte, einmal besser, einmal schlechter gelungen war und der Ziel jeder Politik sein mußte.

Wien war seit der Zeit der Babenberger Residenz und in der Folge durch Jahrhunderte hindurch eines der bedeutendsten Zentren der europäischen Geschichte. Die Wiener Burg war seit dem 13. Jahrhundert Regierungssitz der österreichischen Landesherren, seit dem 15. Jahrhundert jener der deutschen Könige des

„Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation“ bis zu dessen Ende im Jahr 1806 und von da an schließlich Sitz der österreichischen Kaiser bis zum letzten Habsburger Karl I. und zur Ausrufung der Republik im Jahr 1918.

Der Stephansdom, im Herzen von Wien gelegen, war von Anbeginn an eng verbunden mit der Geschichte Wiens, Österreichs, aber auch seiner Nachbarländer und ist somit ein jahrhundertealter Zeuge für die grenzüberschreitende Kraft des christlichen Glaubens, wenn man seine Sprache versteht. Die Sprache des Domes, eine Sprache der Zeichen und Symbole und des Wissens um alte Zusammenhänge, ist lautlos, aber sie schlägt Brücken hinüber in jene

Länder, von welchen uns scheinbar zunächst Sprachbarrieren trennen. Hier werden alte Verbindungen zu unseren geographischen Nachbarn lebendig, einige davon wollen wir im Folgenden näher betrachten:

## **Magister Gerhard aus Siebenbürgen, Pfarrer von St. Stephan**

Im Jahr 1137 durch den durch den sogenannten Tauschvertrag von Mautern, im Zusammenwirken von Passauer Bischof und babenbergischem Stadtherren, als passauische Pfarrkirche gegründet, erhielt die junge Stephanskirche im Jahr 1252 in der Person des 1241 aus Siebenbürgen vor den Tartaren geflohenen Magister Gerhard wohl ihren bedeutsamsten Pfarrer: 1267 begründete dieser eine Priesterbruderschaft, ein Kollegium der Seelsorgepriester bei St. Stephan, „Cur“ genannt, die durch ihr gemeinsames Chorgebet einen wesentlichen



Romanischer Priestergrabstein  
im Lapidarium

Schritt im Hinblick auf die spätere Bistumsgründung darstellte. Pfarrer Gerhard, der auch ein vertrauter Ratgeber König Ottokars war, starb im Juli 1271. Der älteste erhaltene romanische Grabstein des Domes, heute im Lapidarium in der Unterkirche verwahrt, mit einem einfachen Stangenkreuz unter einem Rundbogen, wird mit gutem Recht mit seiner Person in Verbindung gebracht.

### **Rudolf IV., der Stifter und Prag**

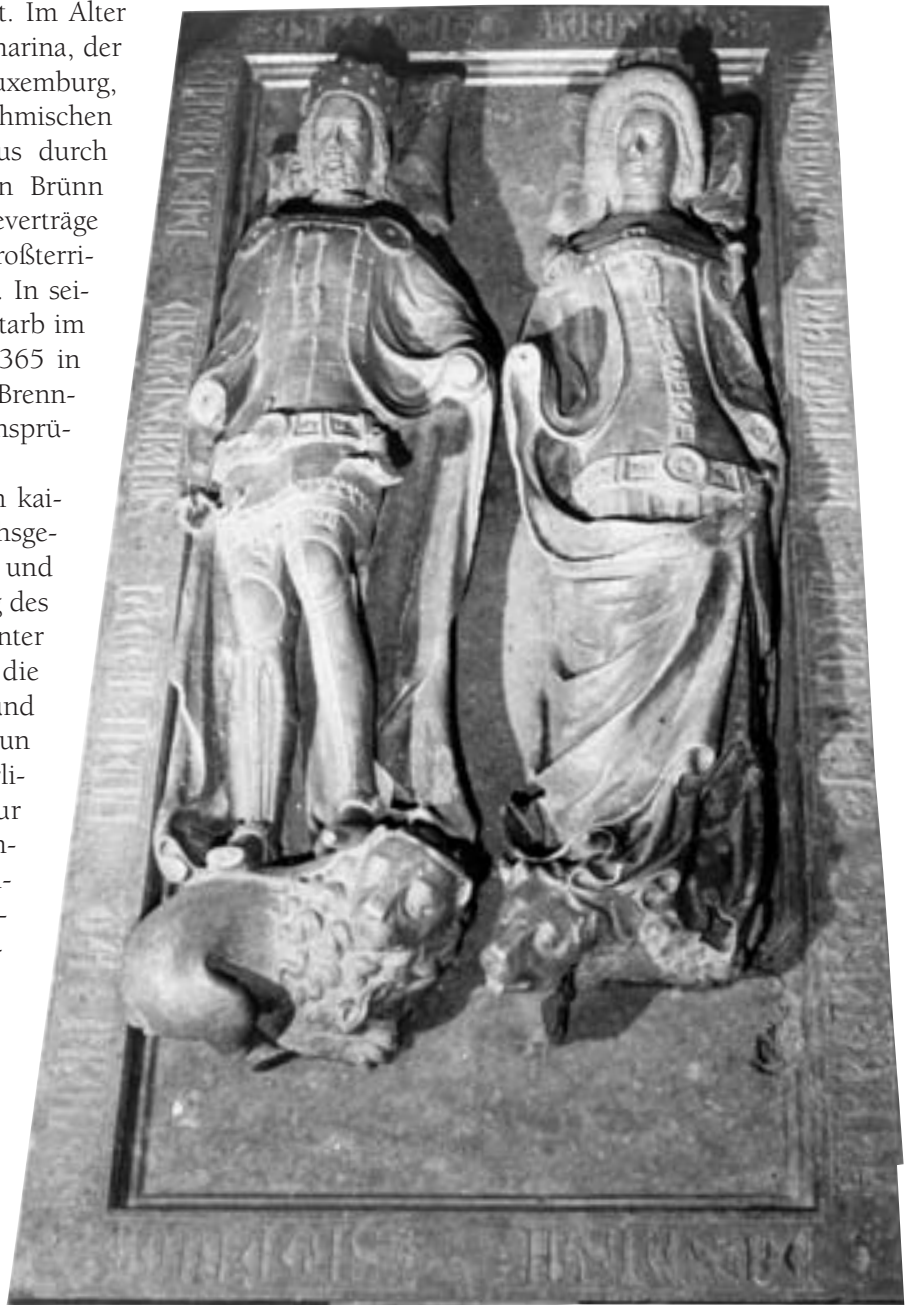
Am Allerheiligentag des Jahres 1339 wurde im Hauptturm der Wiener Burg, neben dem Widmertor, Herzog Rudolf IV., genannt der Stifter, geboren. Ihm wurde, neben der Überzeugung von der besonderen Sendung seiner Familie auch eine besondere Beziehung zu St. Stephan in die Wiege gelegt. Im Alter von 14 Jahren wurde er in Prag mit Katharina, der Tochter Kaiser Karls IV. aus dem Hause Luxemburg, vermählt. Die Verklammerung des böhmischen mit dem österreichischen Herrscherhaus durch diese Heirat, sowie durch die 1364 in Brünn abgeschlossenen gegenseitigen Erbfolgeverträge sollte die Grundlage eines mächtigen Großterritoriums im Herzen Europas vorbereiten. In seiner kurzen Regierungszeit – Rudolf IV. starb im Alter von nur 26 Jahren am 27. Juli 1365 in Mailand – rückte St. Stephan in den Brennpunkt dynastischer Bestrebungen und Ansprüche des Hauses Habsburg.

Im Jahr 1356 durch das von seinem kaiserlichen Schwiegervater erlassene Reichsgesetz der „Goldenen Bulle“ übergangen und zurückgesetzt, begann mit der Fälschung des sogenannten „Privilegium maius“ im Winter 1358 in der Kanzlei Rudolfs IV. die Geschichte der Rivalität zwischen Prag und Wien: Was dort geschah, geschah von nun an – zeitversetzt – auch in Wien: die feierliche Grundsteinlegung von 1359 zur Erweiterung „seiner“ Kirche, die Gründung des Kollegiatkapitels zu Allerheiligen, die in seinem Todesjahr 1365 vollendet war, und an das Pfalzstift seines kaiserlichen Schwiegervaters, Karl IV. in der Prager Burg erinnern sollte, sein Baukonzept für St. Stephan insgesamt, das vier Türme vorsah und – im Blick auf den Veitsdom – die Erhebung zur Kathedrale anstrebte, und schließlich – verbunden damit – die Gründung der Wiener Universität: all dies diente letztlich der Konsolidierung der Macht des Hauses und konzentrierte

sich in St. Stephan, das zu einem Zentrum der Demonstration seiner landesfürstlichen und kirchlichen Ansprüche wurde.

An seine Grablege in der Herzogsgruft von St. Stephan, unter dem Hochaltar gelegen, erinnert das Kenotaph, das leere Grabdenkmal, das heute – etwas verborgen – in der südöstlichen Ecke des Frauenchores, im Schatten des Wiener Neustädter Altares steht. Das war nicht immer so. Einst stand es, nach dem Willen des Stifters, in der Mitte des Hauptchores von St. Stephan, vor dem Abgang zur Her-

**Tumbadeckel des Rudolfskenotaph  
mit den Liegefiguren von Rudolf IV. und seiner  
Gemahlin Katharina v. Luxemburg**



zogsgruft. 1493 wurde es von diesem Platz entfernt, anlässlich der Begräbnisfeierlichkeiten für Kaiser Friedrich III., jenem Herrscher, dem es gegeben sein sollte, die Hoffnungen und Pläne Rudolfs IV., vor allem in kirchlicher Hinsicht, zu vollenden: in seiner Regierungszeit wurde Wien 1469 zum Bistum erhoben.

### **Georg von Slatkonja aus Laibach**

Das Wiener Bistum war in seinen Anfängen klein und armselig dotiert und wurde zunächst von Administratoren aus benachbarten Diözesen mitverwaltet. Erst im Jahr 1513, vierundvierzig Jahre nach seiner Gründung, erhielt es in der Person Georg von Slatkonias seinen ersten Residentialbischof. Dieser, 1456 zu Laibach geboren, war 1475 an der Artistenfakultät der Wiener Universität immatrikuliert und erwarb 1495 den Grad eines Baccalaureus. 1495 wurde er von Maximilian I. zum Kantor und Hofkaplan, 1498 zum Singmeister des neu gegründeten Hofchores, 1500 zum Kapellmeister und 1513 schließlich zum obersten Kapellmeister ernannt. Unter ihm, der auch Nichtkleriker in seinen Chor aufnahm und dessen Repertoire über die Kirchenmusik hinaus erweiterte, wurde die kaiserliche Hofkapelle zum musikalischen Zentrum der Hauptstadt.

Slatkonja war, wie in dieser Zeit üblich, Inhaber mehrerer Pfründen gewesen – Bischof von Piben in Istrien, Dompropst in Laibach, Propst in Rudolfswerth in Unterkrain, um nur einige wichtige zu nennen.

Am 1. März 1513 wurde er durch Maximilian I., mit dem ihn eine gegenseitige Wertschätzung, be-



**Grabplatte des Bischofs Slatkonja  
im Nordchor von St. Stephan**

gründet auf der gemeinsamen Liebe zur Musik, verband, zum Bischof von Wien nominiert und am 13. November, einen Tag nach der feierlichen Übertragung des Leichnams Kaiser Friedrichs III. in das neue Hochgrab im Apostelchor, geweiht.

Slatkonja blieb auch als Bischof von Wien dem Gelehrtenkreis um Maximilian I. verbunden, ebenso blieb er auch in seiner neuen Funktion Kapellmeister. Im Jahr 1514 weihte er die Kapelle im Melkerhof ein; er ließ den ehemaligen Propsthof, den späteren Bischofshof, renovieren und richtete zwecks Geldeinnahme fünf „Chramerläden“ ein, deren Ertrag er in Zusammenhang mit seiner 1521 getätigten Stiftung eines ewigen „Salve Regina“ für St. Stephan auf die dortigen Sänger, den Organisten und die Mesner der Domkirche aufteilte.

In die Diözesangeschichte eingegangen ist er allerdings vor allem durch den denkwürdigen Auftritt des lutherischen Predigers Paulus Speratus im Stephansdom, welchem der Bischof am 12. Jänner 1522, mitten in einer Zeit großer religiöser Verworfenheit, – im Juli 1520 war Martin Luther kraft der Bulle „Exurge Domine“ als Häretiker verurteilt und zum Widerruf binnen 60 Tagen aufgefordert worden – offenbar unter Druck der Regierung, die Domkan-

### **BITTE HELFEN SIE UNS ...**

... mit Ihrer Spende auf unser PSK-Konto  
Nr.: 7.944.530, Bankleitzahl 60000 oder  
auf das Girokonto Nr. 100164 beim  
Bankhaus Schelhammer & Schattera AG;  
Bankleitzahl: 19190.

Spenden auf unser Treuhandkonto  
Nr.: 200006 beim Bankhaus Schelhammer  
& Schattera AG (Bankleitzahl 19190)  
sind steuerlich absetzbar.

Bitte fordern Sie Erlagscheine an:  
Telefon: (01) 51552-3553 oder per  
Fax: (01) 51552/3717) oder per E-Mail:  
domerhaltungsverein@dombauwien.at

zel überließ, welche dieser dazu benützte, um – unter großem Zulauf des Volkes und unter Berufung auf die lutherische Doktrin vom rechtfertigenden Glauben, die Mönche und Nonnen zum Austritt aus dem Kloster aufzurufen. Diese Predigt war ein Ereignis, das die Wiener Bevölkerung noch lange beschäftigte, als Speratus die Stadt längst verlassen hatte. Sie machte auch im Reich derart großes Aufsehen, daß Martin Luther ihre Veröffentlichung wünschte.

Und mitten hinein in diese unruhige Zeit, da Altüberliefertes nicht mehr zu gelten schien, setzte dieser Bischof ein Zeichen an einem Ort, an dem es nicht übersehen werden konnte: in St. Stephan. Mit Datum vom 19. Juli 1521 stiftete er für ewige Zeiten ein Salve Regina, das, im Zusammenhang mit abendlichen Salveandachten, oft von Knaben zum Teil figural oder auch nur mit Orgelbegleitung interpretiert, in der Folge zum Kirchenlied wurde und das er in seiner Bischofskirche für ewige Zeiten gesungen wissen wollte.

An ihn, dessen religiöse Ausdrucksmöglichkeit in hohem Maße die Musik war, erinnert bis auf den heutigen Tag sein schönes Wandgrabmal aus rotem Marmor an der Nordwand des Frauenchores, das Loy Hering zugeschrieben wird. Dem Ausdruck der Zeit am Beginn des 16. Jahrhunderts entsprechend, steht die würdige Gestalt des alten Bischofs in vollem Ornat plastisch in einer Nische, vor einem gerafften Brokatvorhang, bekrönt von einer Rippenmuschel mit antikisierendem Triumphbogenmotiv, das abgeschlossen wird von einem Spruchband mit der Seligpreisung: BEATUS POPULUS, QUI SCIT IVBILATIONEM (glücklich das Volk, das zu jubeln versteht). Die Wirkung der Rotmarmorplatte wird durch eine aus weißem Kalkstein bestehende architektonische Rahmung erhöht. Im bekrönenden Giebel halten Putten das Wappen des Domkapitels und des Bischofs.

### Anton Pilgram aus Brünn

An der Schwelle des 16. Jahrhunderts neigte sich die große Zeit des Bauens am Dom dem Ende zu. Im Inneren der Kirche allerdings, die seit 1469 Bischofskirche war, entstanden einige Kleinarchitekturen, wie der 1481 datierte Taufstein, die Kanzel und der mit 1513 datierte Orgelfuß; Kanzel und Orgelfuß galten seit Testarello della Massa, (1693) bzw. seit Joseph Ogesser (1779) als Werke Anton Pilgrams; für die Kanzel wurden neuerdings Bedenken angemeldet, die aber aufgrund der weithin übereinstimmenden Selbstportraits nicht standhalten; wohl weisen aber die stilistischen Unterschiede auf einen zeitlichen Abstand hin. Der Künstler, Meister Anton Pilgram,

um 1450 in Brünn geboren, lernte zuerst in der dortigen Bauhütte und kam auf seiner Gesellenwanderung wahrscheinlich nach Straßburg. Zwischen 1495 und 1502, anlässlich seines ersten Wien-Aufenthaltes, entstand wohl die Domkanzel; um 1510 bewarb er sich erfolgreich – noch in Brünn tätig – um die Ausführung des bereits an Jörg Oechsl vergebene Orgelfußes, welchen er 1513 beendete. Ab dieser Zeit baute er am Niederösterreichischen Landhaus in Wien, wo er zwischen Juli und September 1515 starb. Sein Nachfolger an der Domkirche heiratete bald darauf seine Witwe Dorothea.

### Türkennot und Polens Hilfe

An der Westwand der Turmhalle des hohen Südturmes kann man heute in einiger Höhe eine Figurengruppe sehen, drei Personen insgesamt – die Reste des 1945 durch die Trümmer der hier herabstürzenden Pummerin zerstörten großen Türkenbefrei-

Dombaumeister Anton Pilgram  
am Orgelfuß im nördlichen Langhaus





Seinerzeitiges Türkenbefreiungsdenkmal von Edmund Hellmer um 1890, zerstört 1945, in der südlichen Turmhalle

ungsdenkmals: in der Mitte die Muttergottes vor einem Strahlenkranz, begleitet von zwei knienden Figuren - Papst Innozenz XI. und Kaiser Leopold I. Dieses Denkmal erinnerte unter anderem in besonderer Weise an die Hilfe Polens in einer Stunde großer Gefahr für Österreich und das Abendland.

Nach der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts begann in den habsburgischen Ländern das Ringen um die Wiederherstellung des katholischen Glaubens. Die Begeisterung für den Reichtum des wiederentdeckten alten Glaubens in Verbindung mit dem

neuerlichen Zusammenschluß von Staat und Kirche zur Abwehr der wieder anwachsenden Türkengefahr bereitete den Boden für die gewaltigen, von Freude und Hoffnung erfüllten Schöpfungen der Barockzeit. In St. Stephan nahm das Barock im Jahr 1641 mit Fürstbischof Philipp Friedrich Graf Breuner seinen Einzug. In diesem Jahr wurde mit den Brüdern Pock der Vertrag über den neuen Hochaltar des Domes abgeschlossen. 1646 wurden Zusatzbestimmungen, die Bekrönung des Altares betreffend, getroffen: anstelle des Kreuzes sollte die Himmelfahrt Mariens dargestellt werden. Maria galt im Kampf für Kirche und Reich, vor allem gegen die Türken, als die „Generalissima“, das oberste Kriegshaupt der kaiserlichen Heere.

Die heldenhafte Verteidigung der Stadt Wien im Zuge der zweiten Türkenbelagerung im Jahr 1683 war von entscheidender Bedeutung für die Zukunft des christlichen Abendlandes geworden. Als alle Friedensbemühungen der Habsburger fehlgeschlagen waren, schlossen die Österreicher einen Allianzvertrag mit König Johann III. Sobieski von Polen, um bei einer möglichen Offensive der Osmanen gewappnet zu sein. Wesentlich am Zustandekommen der österreichisch-polnischen Allianz beteiligt war Papst Innozenz XI. König Sobieski brachte tatsächlich, gemeinsam mit den Truppen der Sachsen, den Kaiserlichen, den Bayern und den fränkisch-schwäbischen Reichstruppen ein rund 70.000 Mann starkes Ersatzheer zustande, das am 12. September am Kahlenberg bereit stand.

Die treibende Kraft in dieser Zeit der Türkenkriege in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aber war Pater Marco d'Aviano. Auf ihn gingen – nach glücklich überstandener Belagerung der Stadt Wien im Jahr 1683 – die großen marianischen Triumphzüge der Jahre 1693 und 97 zurück. Das am östlichsten linken Pfeileraltar befindliche spätgotische Bild „Maria in der Sonne“, welches im Jahr 1693 nach einer feierlichen Prozession zur Augustinerkirche in den Dom gekommen war, wurde sehr verehrt, weil man in dieser Darstellung die Immaculata und die Himmelskaiserin erblickte. Vor diesem Bild legte Kaiser Leopold I. ein Gelöbnis ab, in dem er Gott für die Befreiung seiner Hauptstadt und des ungarischen Königreiches dankte.

In der Folgezeit wurde alljährlich eine Dankprozession abgehalten, im Jahr 1783 „zum hundersten und letzten Male“, wie die Wiener Zeitung damals berichtete.

Im Gegensatz zur glücklichen Beendigung der Pest, der in großartigen Denkmälern, wie der Pestsäule am Graben oder in schönen Altarblättern, wie



zum Beispiel in St. Rochus, gedacht wurde, schien aber das Ereignis des Sieges über den historischen Feind des Abendlandes in der Erinnerung der nachfolgenden Zeit wenig Nachhall zu finden.

Das 19. Jahrhundert mit seinem neu erwachten Interesse für die Vergangenheit sollte hier Abhilfe schaffen. Mit dem Türkenbefreiungsdenkmal wurde das erste bedeutende Denkmal Wiens geschaffen, das an ein historisches Ereignis erinnerte und nicht an eine Einzelperson. Anlaß war das 200-jährige Jubiläum des Entsatzes von Wien 1683. Seit 1880 war in der Wiener Architektur der Neubarock im Vormarsch. Die Initiative ging von der Stadtverwaltung aus. Nachdem die Votivkirche, aber auch ein Standort im Freien verworfen worden war, wurde nach längeren Überlegungen der Stephansdom als Aufstellungsort ausgewählt und zwar die Halle des hohen Turmes, von wo aus einst Starhemberg die Verteidigung der Stadt geleitet hatte. Der bei dem 1882 erfolgten Künstlerwettbewerb preisgekrönte Entwurf von Edmund Hellmer wurde noch abgeändert, um die Idee des Denkmals mit einem deutlicheren religiösen Sinngehalt zu erfüllen. Statt der ursprünglich geplanten Figur des Kaisers krönte schließlich die Idealgestalt der Madonna gloriosa den Aufbau, zu

ihren Seiten knieten Papst Innozenz XI. und Kaiser Leopold I. Im Mittelpunkt des triumphbogenartigen Aufbaues stand die berittene Figur des Stadtkommandanten Ernst Rüdiger von Starhemberg, mit einem gefallenen Türken unter seinen Füßen und einer über ihm schwebenden Victoria, begleitet vom Wiener Neustädter Bischof, Graf Leopold Kollonitsch, der sich der Kranken und Waisenkinder angenommen hatte, sowie vom damaligen Bürgermeister Andreas Liebenberg. Im weiteren dargestellt waren der kaiserliche Oberfeldherr Herzog Karl von Lothringen, König Johann III. Sobieski von Polen, sowie die Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen und Max Emanuel von Bayern. Ihnen allen gemeinsam galt die Inschrift: GLORIA VICTORIBUS – Ruhm den Siegern.

Heute ist unter den Überresten des einst großartigen Denkmals eine 1947 angebrachte Tafel aus Mannersdorfer Stein zu sehen, mit einer entsprechenden lateinischen Inschrift von Erzbischof-Koadiutor Franz Jachym, welche Paula von Preradovic ins Deutsche übertragen hat.

#### **Grenzüberschreitende österreich-ungarische Frömmigkeit**

Kein Besucher, der den Dom betritt, kann die große Lichtenbank vor dem Singertor, mit hunderten von flackernden Kerzen, übersehen. Sie alle werden von Besuchern des Domes für das Gnadenbild Maria Pocs angezündet, welches unmittelbar daneben, in der Südwestecke des Domes, unter einem spätgotischen Baldachin, thront.

Dieses Bild, ein Muttergottesbild im Typus der Wegweiserin und Heerführerin, mit dem segnenden Jesusknaben, der eine rote Blume in seiner linken Hand hält, war um das Jahr 1676 in Pocs in der Diözese Eger von einem bodenständigen Maler namens Stefan Pap für einen dort ansässigen Bauern namens Cigri gemalt worden. An einem Sonntag, dem 4. November 1696, sah ein Ackersmann namens Michael Coery aus den Augen der Muttergottes helle Tränen fließen. Bald kamen Gläubige und Zweifler zu diesem Bild und schließlich geschah auch ein Wunder: durch Berührung mit dem Bild wurde ein todkrankes Kind geheilt. Die Kunde von diesem „Tränenwunder“ ging weit über das Land. Auf Wunsch der Kaiserin Eleonore, der dritten Gemahlin Kaiser Leopolds I., kam das Bild nach Wien und wurde, nach einem kurzen Aufenthalt in der kaiserlichen Favorita, nach seiner Verehrung in verschiedenen Wiener Kirchen, am 1. Dezember 1697 in einer feierlichen Prozession nach St. Stephan gebracht, wo es über dem Tabernakel des Hochaltares seinen Platz fand.

**Gnadenbild Maria Pocs (am südlichen Seitenaltar)**



Wie groß die Verehrung dieses Bildes war, kann man sich heute kaum mehr vorstellen. Wenn man sich aber vor Augen führt, daß zu eben dieser Zeit die Nachricht vom Sieg des Prinzen Eugen bei Zenta (11. September 1697) eintraf, welchem der Friede von Karlowitz und damit der endgültige Aufstieg Österreichs zur Großmacht folgen sollte, dann versteht man das innige Vertrauen und die große Verehrung, die das Volk jener „*weinenden Mutter von Petsch*“ entgegenbrachte, die „*Ursach ist, das wir anjetzo lachen*“, wie Abraham a Sancta Clara es beim Dankgottesdienst formulierte: die so sehr gefürchteten Türken waren nun für immer weit in den Osten zurückgeschlagen – diese Tatsache wurde allgemein als Gebetserhöhung aufgefasst.

Der Curpriester Joseph Ogesser, Verfasser einer Beschreibung der Metropolitankirche aus dem Jahr 1779, berichtete von „*etlichen sonderbaren Andachten, so bei diesem Gnadenbilde gehalten werden*“, deren Zahl und Intensität uns heute fast unglaublich anmuten: „*... außer den heiligen Messen, die im Sommer von 4 Uhr und im Winter von 5 bis 12 Uhr allda unausgesetzt gelesen werden, wird täglich um 11 Uhr ein Hochamt abgesungen, um 12 Uhr eine heilige Segenmesse, und nachmittags um 5 Uhr die Lauretanische Litaney bei ausgesetztem hochwürdigstem Gut gehalten. Nebst dem werden täglich in Beysein eines Priesters 3 Rosenkränze laut gebetet ...*“

Viele Opfergaben wurden der weinenden Mutter gebracht und ab 1697 gab es auch eine Musikkapelle bei dem Gnadenbild, welche 1712 bis 15 von dem bedeutenden Komponisten Johann Josef Fux geleitet wurde.

Die Verehrung der Gottesmutter hat auch die Zeit der Aufklärung überdauert. In den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft wurde das Gnadenbild wiederum Ziel besonderer Verehrung: Im Oktober 1938 wurde hier die alte Übung eines jährlichen feierlichen Triduums wiederaufgenommen.

Im großen Elend des Krieges gelobte Kardinal Innitzer am 7. Oktober 1944 vor dem Gnadenbild die Erbauung einer Kirche in einem äußeren Bezirk Wiens, die dem unbefleckten Herzen Mariens geweiht werden sollte. Diese Kirche wurde auch tatsächlich gebaut: es ist die heutige Pfarrkirche von Schönbrunn-Vorpark im 15. Bezirk.

Nach dem Ende des Krieges wanderte das Gnadenbild von seinem ursprünglichen Platz auf dem Hochaltar unter den Südwestbaldachin und wurde zum Zentrum der von Dompfarrer Karl Dorr initiierten „Abendkirche“ von St. Stephan. Bei seinen beiden Besuchen des Domes verweilte Papst Johannes Paul II. jedes Mal zuerst vor diesem Gnadenbild zu einem kurzen stillen Gebet.

## **Varazdin**

In diesen Tagen der Freude über die Wiedervereinigung Mitteleuropas gehen die Gedanken zurück in die Jahre 1989/90, als der lautlose Zusammenbruch des Kommunismus, die sogenannte „sanfte Revolution“, für die Länder des ehemaligen Ostens die Rückkehr nach dem ganzen Europa einleitete. Trotz aller berechtigten Freude sollte man aber nicht auf jene unglückselige Teilung des Kontinentes auf der Konferenz von Jalta (1945) vergessen, die Europa durch den Eisernen Vorhang in zwei Machtblöcke zerschnitt und den gesamten Osten in den Einflussbereich eines menschenverachtenden kommunistischen Systems brachte hatte. Wie für viele unbekannt Helden war auch für die Kirchen jene Zeit der kommunistischen Herrschaft eine besonders dunkle gewesen. Der marxistische Staatsatheismus hatte das Leben der Gläubigen einschneidend verändert. Die Kirche stieg in den Untergrund, Priester und Bischöfe wurden unterdrückt und in ihrem Amt behindert und vom Rest der gläubigen Welt isoliert.

Im Jahr 1956 hatte Franz König, seit 1958 Kardinal, den Wiener erzbischöflichen Stuhl bestiegen. Im Februar 1960 suchte er – damals ein fast aussichtsloses Unterfangen – um ein Visum für das ehemalige Jugoslawien an, um am Begräbnis seines Studienkollegen und späteren Erzbischofs von Zagreb, Kardinal Stepinac, teilzunehmen. Wider Erwarten erhielt er das Visum. Auf der Fahrt nach Zagreb kam es auf der vereisten Landstraße in der Nähe von Varazdin zu einem folgenschweren Zusammenstoß mit einem Lastkraftwagen, bei dem sein Fahrer getötet und der Kardinal selbst und sein damaliger Zeremoniär, der spätere Weihbischof Helmut Krätzl, schwer verletzt wurden.

Im Dunkel der Halle unter dem unausgebauten Nordturm, an der Westwand, unter dem Original des Zahnwehhergottes, erinnert eine schlichte Tafel mit einer lateinischen Inschrift an dieses Ereignis – hier in deutscher Übertragung: „*Zum Gedächtnis an die glückliche Errettung Seiner Eminenz des Herrn Kardinals Franz König aus schwerer Lebensgefahr am 13. Februar 1960 in der Nähe von Varazdin in Jugoslawien anlässlich seiner Fahrt zum Begräbnis seines Amtskollegen Kardinal Stepinac gewidmet vom Kollegium der Kanoniker dieser Kirche.*“

Die besondere Bedeutung dieses Ereignisses von Varazdin im damaligen Jugoslawien, heute Kroatien, gelegen, hat Kardinal König immer wieder hervorgehoben – lassen wir ihn selbst erzählen: „*So fuhr ich am Abend des 12. Februar 1960 nach Graz, in die Nähe der jugoslawischen Grenze, um am Morgen die Reise nach Zagreb fortzusetzen. Auf diesem Weg passierten wir*



Votivtafel in der nördl. Turmhalle: Unfall Kardinal Königs bei Varazdin 1960

das Städtchen Varazdin. Unmittelbar danach, auf einer kurvigen Waldstrecke, kam unser Wagen ins Schleudern und fuhr einem entgegenkommenden Lastwagen direkt in die Flanke. Mein Fahrer war tot und mein Sekretär und ich bewusstlos. Ich erwachte im Krankenhaus von Varazdin. Die Verletzungen waren schwer und für mich zum Teil lebensgefährlich. Die ärztliche Betreuung des kommunistischen Krankenhauses war bemüht, dem damaligen Stand entsprechend, zu helfen. Ein Glücksfall war es, daß noch geistliche Schwestern dort Dienst machen konnten. In den später einsetzenden Tagen der Rekonvaleszenz stellte ich fest, daß ich mich allein in einem kleinen Krankenzimmer befand mit einem einzigen vis-a-vis – einem Bild von dem damaligen Staatschef Tito im kommunistischen Jugoslawien. Damals tauchte – soweit ich mich erinnere – zum ersten Mal umrisshaft die Frage auf, was wohl dieser Unfall in meinem Leben zu bedeuten habe. Auf eine mir nicht ganz erklärliche Weise war es der Gedanke, die Idee: der Erzbischof von Wien solle in diesem Unfall ein Zeichen sehen, daß er sich um die Kirche hinter dem Eisernen Vorhang auch kümmern solle. Mit meiner Reise zu Kardinal Mindszenty in die amerikanische Botschaft in Budapest im übernächsten Jahr begann ich meine Kontakte zu den Bischöfen und Katholiken des Ostens. Damals wurde mir bewußt, daß der Eiserner Vorhang nicht nur eine geographische Grenze ist, sondern auch eine Barriere in den Herzen und in der Psyche der Menschen darstellt. So wurde für mich der Name „Stepinac“ zum Auftakt eines neuen Verständnisses – nicht nur des kommunistischen, sondern des östlichen Europas überhaupt: das wichtigste Ziel war es, den Menschen zu signalisieren: Wir im Westen haben euch nicht vergessen! Auf diesem Weg bestärkten mich die Päpste von Johannes XXIII. bis hin zu Johannes Paul II.“

#### Literaturangaben

Erhard BUSEK, *Mitteleuropa – eine Spurensicherung*, Kremayr & Scheriau, Wien 1997

Annemarie FENZL, *Von König Ottokar zu Rudolf IV., dem Stifter – im Brennpunkt: St. Stephan zu Wien*, II-1, Dom-Verlag, Wien 1997

Annemarie FENZL, Georg von Slatkonja, seine Person und seine Einbettung in die Problematik der Zeit, vor allem den Beginn der Reformation, in: *Georg von Slatkonja und die Wiener Hofmusikkapelle I.*, Böhlau – Wien, 1999

Lothar SCHULTES, Plastik vom Ende des Schönen Stils bis zum Beginn der Renaissance, in: *Geschichte der bildenden Kunst in Österreich*, Band 3: Spätmittelalter und Renaissance, hrsg. v. Arthur Rosenauer, Prestel 2003 (Zur Problematik der Kanzel)

Zur Geschichte des Türkenbefreiungdenkmales im Stephansdom in Wien, in: *Wiener Geschichtsblätter* 1956, Nr.4, hrsg. v. Verein für Geschichte der Stadt Wien

Rudolf BACHLEITNER, *Das Bild der ungarischen Madonna im Stephansdom zu Wien*, in: *WGBl*, 1961, 16. Jg.; Josef Zykan, Maria Pötsch, in: *Der Dom*, Folge 1/1971

Kardinal KÖNIG, Kardinal STEPINAC, Text für *L'Osservatore Romano*, 2003

Marlene ZYKAN, *Der Stephansdom*, Wr. Geschichtsbücher Band 26/27, Wien/Hamburg 1981

# Liebe Mitglieder des Domerhaltungsvereins!

**V**ÖLLIG SELBSTVERSTÄNDLICH planen wir in unserer Zeit Reisen für den nahenden Urlaub oder auch zwischendurch. Flugzeug, Eisenbahn und Auto ermöglichen uns, neue Welten kennen zu lernen. Natürlich sind wir über manche Gefahren dieser Reisen unterrichtet, aber es gilt das Wort: „Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen.“

Wenn man – wie vor kurzem eine große Zahl der Wiener Dechanten – mit dem Flugzeug nach Istanbul fliegt, dann ist ein solcher Flug eigentlich in zwei Stunden zu bewältigen, aber gerade die Sicherheitsfragen verlangen einige Stunden mehr an Kontrollen und notwendigen Vorsichtsmaßnahmen. Für Menschen des Mittelalters war das Reisen sicher um ein vielfaches schwieriger und aufwendiger. Der Gefahr des Terrorismus heute standen die damaligen Risiken aller möglichen Übergriffe und Reisehindernisse sicher in nichts nach.

Der heilige Christophorus, einer der 14 Nothelfer, war für den christlich gesinnten Reisenden eine sehr gute Ansprechperson und ein Reisebegleiter für alle Wege, die zu bewältigen waren. Er diente nicht nur als „Versicherungspolizze“ im Sinne eines Talismans, sondern war konkreter Mittler der Fürsorge Gottes für jeden Lebensabschnitt eines Christen.

Wir sind bei aller Sehnsucht nach Ruhe und Gemütlichkeit eigentlich immer auf dem Weg. Wie gut ist es da, sich den Glauben stärken zu lassen, dass Gott uns auf all unseren Wegen sicheren Halt und Begleitung anbietet. Gerade auch dort, wo sich



Christophorus auf dem neu restaurierten Innenflügel des Wiener Neustädter Altares

die Unsicherheit des Neuen auftut. Und wenn es auch durch Schluchten und Untiefen eines reißenden Gewässers geht: Wir dürfen darauf vertrauen, dass Gott mit seiner liebenden Nähe uns nicht verlässt, sondern mit der Kraft des Riesen Christophorus mit uns geht und uns trägt.

Aber wir sind auch eingeladen, auf die Fürsprache des im Alpenraum so beliebten und an den Kirchenwänden so oft dargestellten Heiligen unsere eigenen Tragfähigkeiten zu hinterfragen.

Vermögen wir nicht sehr wohl mehr Menschen mitzutragen, als es uns gemeinhin in den Sinn kommt? In unserer Gesellschaft nimmt die Entsolidarisierung zu. Sollten da nicht gerade die Christen Gegenstrategien entwickeln?

Für die vielen Menschen, die sich für die Erhaltung der Domkirche St. Stephan einsetzen, wird dieser Glaube nicht nur in leblosem Stein dokumentiert. Immer wieder ist gerade die Begegnung mit diesem Gotteshaus für viele eine Anregung, auch über andere Möglichkeiten nach-

zudenken und Vorsätze zu fassen, gemeinsam Neues zu bewältigen. Ob es nun die Chancen und Ängste anlässlich der EU-Erweiterung sind, oder ob uns in fernen Landen Fremdes und zunächst Unverständliches begegnet.

Mit den besten Segenswünschen für die nahende Zeit der Urlaubsfahrten und Reisen grüßt Sie und alle, die sich unserem Dom verbunden fühlen,

*Ihr Kan. Mag. Anton Faber,  
Dompfarrer und Dechant  
Generalsekretär des Domerhaltungsvereins*

## Impressum

Offenlegung und Impressum gemäß § 25 Mediengesetz: Medieninhaber und Herausgeber: Wiener Domerhaltungsverein, 1010 Wien Stephansplatz 3, Tel.: (01) 51552/3553, Fax: 51552/3717, E-Mail: domerhaltungsverein@dombauwien.at  
Mitglieder des Vorstandes: Präsident: Erzbischof Kardinal Dr. Christoph Schönborn; Vizepräsident und Vertreter des Domkapitels: Domkustos Prälat Rudolf TRPIN; Vertreter des Domkapitels: Domdekan Dr. Josef TOTH; Generalsekretär: Dompfarrer Dechant Mag. Anton FABER.  
Grundlegende Richtung des Mediums: Erhaltung des Stephansdomes; Mittel aufzubringen, die der baulichen Erhaltung der Metropolitankirche St. Stephan in Wien dienen. Verantwort-

lich: Dompfarrer Dechant Mag. Anton FABER, Generalsekretär. Redaktion: Dombaumeister Arch. DI Wolfgang ZEHETNER. Beiträge: Dr. Annemarie FENZL, Arch. DI Wolfgang ZEHETNER, Dompfarrer Mag. Anton FABER Fotos: Archiv der Dombauhütte St. Stephan/Ernst Zöchling. Gestaltung: Charly Krimmel/www.sonderzeichen.at  
Druck: Fa. BUSCHEK, 3830 Waidhofen/Thaya. Auflage: 13000 Spendenkonto: PSK 7.944.530

P.b.b. Verlagspostamt 1010 Wien · Post ZN: 02Z033903 · DVR.Nr: 0581542  
Imprimé à taxe réduite · Bei Unzustellbarkeit zurück an den Absender